Altcalifornien's Pioniere.

Diese alten Missionskirchen und ihre Ruinen haben von jeher einen eigenthümlichen Reiz für mich gehabt. Die ganzen Küste südlich von San Francisco entlang trifft man auf diese malerischen Ueberreste der frühesten Pioniers-Aera des altspanischen Landes; hier von einem Erdbeben zertrümmert, dort mit den Adobemauern vom Zahn der Zeit noch fast unbenagt, frisch übertüncht und aufgeputzt, auch heute ihrem Zwecke als Gotteshaus für die mexikanische Bevölkerung dienend; hier zerfallen und verödet, obwohl noch als Ganzes augenscheinlich erhalten, am sandigen Meeresstrande, zwischen braunen Hügeln; dort im semitropischen Süden aus Orangen- und Olivenhainen aufragend und mit ihren hellen, ehrwürdigen Silberglocken zur Vesperstunde alte, längst verschwundene Zeiten in dieser pittoresken Umgebung heraufzaubernd. Fast allein an dieser weltentlegenen Südküste ist es vielleicht noch möglich, den Erinnerungen eines begrabenen Jahrhunderts andächtig nachzuspüren, wozu im Weltgetümmel an der atlantischen Küste Muße, Lust und Gelegenheit zu fehlen scheinen.

Und so faßbare, lebendige Erinnerungen hat jetzt wieder das geöffnete Grab des Vaters dieser Missionen, Junipero Serra's in Monterey hervorgerufen. Vater Casanova ist für Monterey, was Padre Adam für Santa Cruz auf der anderen Seite der Bai ist — gleich ihm ein treuer Hüter der geschichtlichen Annalen der Vorzeit. Auch die Archive der alten Carmelkirche sind mit sorgfältigster Pietät der Nachwelt erhalten worden. In diesen vergilbten Blättern lesen wir heute noch die Aufzeichnungen Serra's in festen, klaren Zügen, als ob sie erst gestern geschrieben worden wären. Dahinter die Mittheilungen Francisco Palou's, des treuen Gefährten, des Adjutanten jenes Missionsgenerals. Darunter eine eingehende Schilderung des Todes und der Bestattung des berühmten Priesters, nebst einer Beschreibung der Begräbnißstätte, wodurch Vater Casanova die Gruft in der Kirche zu identificiren vermochte. Ueber den Befund der irdischen Ueberreste des großen Pionierpriesters, der in 1784 im Alter von 71 Jahren als Präsident sämmtlicher Mission, in voller Rüstung, das Zeitliche gesegnete, sind jetzt weitere Einzelheiten bekannt geworden.

Serra wurde auf der Insel Majorka in Spanien geboren. Schon früh entwickelten sich seine außerordentlichen Fähigkeiten. Im Alter von 19 Jahren zog er die Franciscanerkutte an und widmete sich tiefen philosophischen und theologischen Studien. Seine Gelehrsamkeit machte ihn bald weit und breit berühmt, er wurde als Professor der Theologie und Philosophie an eine königliche Universität berufen, mit Ehren überhäuft, bezog ein hohes Einkommen und eine glänzende Zukunft eröffnete sich ihm. Allein, das Streben nach weltlichen Ehren stand ihm fern. Mit einem Male entschloß er sich, Stellung, Aussichten, alle Freuden und Genüsse eines angenehmen Lebens im Mittelpunkte der Civilisation, den geistigen Verkehr mit den berühmtesten Männern der Zeit in die Schanze zu schlagen für ein Leben voll Mühen, Gefahren, Entbehrungen in der Wildniß der neuen Welt. Er legte seine Professur nieder, trat in das Colleg der ausländischen Missionen zu Cadix und schiffte sich ebendaselbst im Jahre 1749 nach Mexiko oder Neu-Spanien ein. Fast ein ganzes Jahr verstrich über diese beschwerliche Seereise, erst am 1. Januar 1750 landete der junge Priester in der neuen Welt, um sich sofort mit unvermindertem Eifer an sein Werk, die Aufgabe seines Lebens zu begeben. Serra wurde von den dortigen Missionsgesellschaften nach verschiedenen Gegenden der Provinz geschickt, bekundete auf diesen Missionen seine außerordentlichen Fähigkeiten, erwarb sich die Freundschaft des Vicekönigs und galt bald für eine der angesehensten Autoritäten der Kirche im neuen Lande.

Im Jahre 1767 erfolgte seitens des Generals der katholischen Institute Neu-Spaniens Serra's Ernennung zum Präsidenten sämmtlicher Missionen in Untercalifornien (Baja California), die damals noch unter der Leitung der Jesuiten standen. Serra fuhr über den Golf von California nach dem Ziele seiner neuen Bestimmung und schlug in Loreto sein Hauptquartier auf. Von diesem Punkte aus besuchte er fortwährend die anderen Missionen, deren Vorsteher er mit neuem Eifer inspirirte. Doch sein unermüdlicher Geist suchte einen größeren Wirkungskreis. Sein Mitgefühl mit den Tausenden armen Wilden, die, wie man von Seefahrern vernommen, die unbekannte Küstenregion nördlich vom Golf bewohnten, ließ ihm keine Ruhe, der in ihm innewohnende echte Pioniersdrang reifte den Entschluß, hinaus in die unbekannte Ferne zu ziehen. Sehr wenig war damals von dem heutigen Californien bekannt, allein Serra hatte Karten von den Baien von San Diego und Monterey gesehen.

Serra verständigte sich mit Gouverneur Galvey, der ihm und seinen priesterlichen Begleitern, darunter Padres Francisco Palou, Crespie und Gomez, eine Expedition ausrüstete, die zu Lande den Hafen Monterey aufsuchen und dort eine Mission gründen sollte. Die Expedition wurde in zwei Divisionen getheilt, die erste oder die Vorhut zog am Charfreitag den 24. März 1769, ab. Villacata, unter Führung von Kapitän Rivera und der Padres Crepi und Gomez und aus fünfundzwanzig Soldaten bestehend, dem neuen Lande der Verheißung zu, während der Haupttheil unter Leitung des Gouverneurs Portola und Pater Junipero ein paar Tage darauf folgte.

Wird man nicht unwillkürlich an jene andere spanische Expedition erinnert, die des neuspanischen Conquistador Caronado, die zwei und ein Viertel Jahrhundert früher aus Mexico über in nordöstlicher Richtung zur Bekehrung und Untersuchung des Heiden und Hebung von unermeßlichen Schätzen auszog? Doch welcher ungeheure Kontrast zwischen beiden Unternehmungen! Hier paarte sich Fanatismus mit Goldgier, hier träumte man von einem Montezuma- und Incareich, dessen Glanz und Reichthum die sichere Beute der spanischen Eroberschaar — um nur zahlreiche, aber schmucklose ärmliche Adobestädte auf den rauhen Hochebenen Neu-Mexico's zu finden und nur spärliche Metallvorräthe, die mit schwieriger Arbeit den Eingeweiden der Berge entrissen waren, statt der erhofften Paläste mit funkelnden Türkisen- und Opalsäulen, nur fensterlose, urwüchsige Behausungen, deren Bewohnerinnen allerdings Türkisenschmuck trugen, allein blinde, werthlose blaue Steinchen. Trotzdem herrschten die Spanier hier, mit blutiger Strenge alle Revolten der gefrohnten armen Pueblos unterdrückend, fast drei Jahrhunderte lang, ohne eine Ahnung zu haben von den im Goldsand der Flüsse offen zu Tage liegenden großen Reichthümern jenes schöneren sonnigen Landes am Stillen Ocean, dessen herrliche Erbschaft unvermindert ihren angelsächsischen Bezwingern zufallen sollte. Hätten sich sonst nicht schon vor Jahrhunderten Hunderttausende Neuspanier in Californien ein zweites Peru, ein zweites Mexico erstanden! So aber verschmähte man den Besitz des wirklichen Goldlandes der neuen Welt unwissentlich, und jene Priester-Expedition dachte weniger an den Gewinn irdischer Bodenschätze als an die Errichtung des Kreuzes unter den dunkelfarbigen Ureinwohnern der gebirgigen Küste, deren Fruchtbarkeit ihnen im Vergleich zu den semitropischen Regionen, die sie verlassen, ja auch nichts Unerwartetes war. Padre Junipero Serra und Francisco Palou wurden aber durch Anlage der ersten Niederlassungen und Einführung europäischer Kultur an dem westlichen Ultima Thale des mächtigen spanischen Reiches, in dem auch damals noch die Sonne nie niederging, die eigentlichen Gründer des heutigen Californiens.

Allerdings war die californische Küste schon von den frühesten Seefahrern besucht und beschrieben worden. In der Bai von San Francisco soll schon im Jahre 1495 das spanische Entdeckerschiff „San Augustin" gescheitert und demnächst Sir Francis Drake hier eingefahren sein. Der berühmte Pilot Cabrera Bueno entwirft eine fesselnde Schilderung von diesem wie anderen Punkten der Küste, und der Portugiese Cabrillo untersuchte in 1542 die Hafenenge von Santa Barbara, mischte allerdings in seine Beschreibung allerlei Fabeln von einer mächtigen Nation, die hier in großen Steinhäusern lebe und sich in Tuchgewänder kleide. In Monterey selbst war in 1602 Vizcaino gelandet und die ihn begleitenden Karmelitermönche hatten unter einer riesigen Lebenseiche die Messe abgehalten — welche Stelle auch Serra demnächst für seinen ersten Gottesdienst in Monterey wählte. Allein jene früheren Seefahrer hatten nie daran gedacht, an irgend einem Punkte der Küste eine Niederlassung zu gründen, und diese Missionäre waren die allerersten Weißen, die hier bleibende Stätten wählten, die ersten, die das Land von Süd nach Nord durchforschten und der Welt Kunde gaben von der Beschaffenheit des Innern, dessen eigentliche Entdecker und Erforscher sie somit wurden. Damit nistete sich hier die spanische Herrschaft ein, wurden Presidios oder Militärstationen errichtet und der Grund zu den spanischen Ansiedlungen, Grants, Haciendas oder Ranchos gelegt, die noch heutigen Tages ein so eigenthümliches Moment in den californischen Land und Farmverhältnissen bilden.

Doch kehren wir zu unserer Expedition zurück. Die erste Abtheilung zog durch unfruchtbare, dürre Strecken, die für das mitgeführte Vieh kein Wasser boten, und kaum genug für den Bedarf der Schaar, nordwärts und langte am 14. Mai (Pfingstsonntag glücklich bei'm heutigen San Diego in der prächtigen Bai an. Wie groß war ihre Freude, als sie im Hafen daselbst zwei spanische Packetboote, „San Carlos" und „San Antonio", vor Anker sahen. Kanonenschüsse begrüßten die Ankömmlinge und die Mannschaft des Schiffes eilte Jenen enthusiastisch entgegen, und man umarmte und beglückwünschte sich zu dieser ersten Begegnung auf obercalifornischem Boden. Man wartete hier bis zum 2. Juli, wo Gouverneur Portola und Pater Junipero gleichfalls wohlbehalten mit der anderen Hälfte der Expedition eintrafen.

Serra hatte nahe der Grenze von Untercalifornien bereits die erste Mission in Obercalifornien, die von San Fernando de Bellicota, gegründet. Serra beschloß, hier behufs Gründung einer zweiten Mission mit einer Anzahl Gefährten zu verweilen, und schickte den Haupttheil der Expedition unter Führung Gouverneur Portola's nordwärts, zur Aufsuchung des Hafens von Monterey. Die Padres Crespi uud Gomez begleiteten die Expedition, um das Reisejournal zu führen.

Diese Reise, die am 14. Juli von San Diego aus unternommen wurde, war äußerst denkwürdig und interessant, und gab Veranlassung zu der Benennung verschiedener Küstenpunkte. Die Bai von Monterey erkannten sie nicht, obwohl sie daran vorüber zogen.

Vorerst gelangten sie nach San Juan Cagistran, das sie benannten ebenso wie den Fluß „Tremblores" (Erdbeben), da sie hier von einem furchtbaren Erdbeben überrascht wurden. Hier wurde später die Mission San Gabriel, 9 Meilen von Los Angeles, gegründet. Ueberall trafen sie Indianerschaaren, die während des Erdbebens Zeichen größter Bestürzung von sich gaben.

Am 2. August 1769 erreichten sie die Stelle, wo das heutige Los Angeles gelegen, und nannten den Los Angeles-Fluß „Porziuncula", und da am nämlichen Tage die beiden Franciskanermönche Gomez und Crespi das Fest der „Madonna der Engel" feierten, datirt daher wahrscheinlich der spätere Name der Stadt, La ciudad de la seina de los angeles — heute schlechthin Los Angeles. Am 6. August waren sie bereits am Eingang der Santa Barbara-Enge, wo ihnen die Indianer durch Zeichen von Vizcaino's Expedition in 1602, der Santa Barbara seinen Namen verdankt, Kunde gaben. In der Geschichte dieser Expedition lesen wir, daß der Häuptling der auf beiden Inseln dort lebenden Stämme Vizcaino's Schiffe in einem Kanoe besuchte und ihn und seine Mannschaft zum Landen und Verbleiben einlud, indem er Jedem von ihnen zehn Frauen versprach. Haben hier die Mormonen vom Salzsee vielleicht ihre Vorbilder zu suchen?

Die Indianer feierten bei Portola's Ankunft gerade eine Hochzeit, zu der sie die Fremdlinge einluden. Die Behausung der Wilden bestand in größeren Hütten, die aus im Halbkreise kegelförmig aufgestellten Stangen und Saibeigebüsch gebaut waren. Man bot den Weißen vorzüglichen Tisch und suchte sie durch menschenrasendmachende, steinerweichende Flötenmusik die Nacht über zu erfreuen, daß die armen Soldaten kein Auge zuzudrücken vermochten. Weiter nördlich, bei dem heutigen St. Buenaventura fanden sie die Indianer gewerblicher, die Frauen besser gekleidet, ihre Kanoes waren mit seltener Geschicklichkeit und in schlanker Form aus Fichtenbrettern gefertigt und boten für zehn Insassen Raum. Die Werkzeuge bestanden aus Kieselstein. Gegen einige Schaustücke gaben sie den Soldaten eine Menge hübsch polirter Holzteller.

Wie bald sollten die Nomadenwigwams dieser Stämme spurlos verschwinden, sie selbst zu Christen gemacht, eine civilisirte Lebensweise, an Farmarbeit und Knechtdienst gewöhnt und damit ihr Aussterben besiegelt werden.

(N. Y. Stsztg.)

Kriegsbilder aus Dalmatien.

Gravosa, Ende Februar.

Zwischen Gravosa und Ragusa befindet sich eine Wiese, die einzige in der ganzen Gegend, welche gewöhnlich als Exercirplatz für die Truppen der Garnison dient. Dort ist jetzt ein vollständiges Lager errichtet, so daß der Reisende, welcher mit dem Dampfer in Gravosa ankommt, sofort den Ernst der Situation in diesen Gegenden erkennen kann. Unter Zelten lagert dort das 1. Bataillon des Regiments Philippovich, seit die andern Bataillone dieses Regiments nach der Herzegowina abmarschirt sind. Außerdem befinden sich hier ein Genie-Bataillon und die neu angekauften Tragthiere für die Gebirgs-Artillerie, sowie eine Feldküche. Es ist ein eigenthümliches Treiben, welches sich in diesem Lager entfaltet, und Dutzende von industriösen Dalmatinerinnen und Herzegowinerinnen verkaufen in ambulanten Verkaufsständen den starken rothen Wein Dalmatiens und den sehr elenden Schnaps des Occupationsgebietes. Bei den wundervollen Frühlingstagen, die wir jetzt hier haben, ist es ein Vergnügen, im Freien zu sein, und auch dem Militär scheint es zu gefallen, denn von Zeit zu Zeit hört man Gesang und deutsche und tschechische Lieder tönen in die prachtvolle Gegend hinaus. Ein schöneres Stück Erde wie dieses wird auch nicht so leicht gefunden werden. Der Blick schweift über die Bucht von Gravosa mit ihren vielen Schiffen, über die dichtbewaldeten Höhen und Lopard, Babinkuk und San Lorenzo nach der Insel Calamotta, und in der Ferne bleibt derselbe haften an dem herrlichen Gebirgs-Panorama, welches die Berge von Malfi, diejenigen der Ombla-Umgebung gewähren. Vom Lager direct aus aber blickt man zu den steilen Karsthöhen auf, welche Ragusa von Herzegowina scheiden. Eingesäumt ist der Platz von Oliven, überall wuchern Aloen und Cacteen, der grüne Loorbeer streckt seine Zweige über die Mauern des Pozzi'schen Gartens, und an den Häuschen des Ortes bemerkt man hie und da schlanke Palmen, welche so recht eigentlich documentiren, daß wir uns in einem kleinen Paradiese — aber nur was die Natur anbelangt — befinden.

Auf der andern, der orientalischen Seite von Ragusa, vor Porta Ploce, ist die Vegetation noch üppiger, die Aussicht grandioser, denn da sieht man das offene Meer und eine Fata morgana kann dem entzückten Auge die Berge Apuliens vorspiegeln, zu dessen Küste unsere Trabakel in zwölf Stunden gelangen. Nicht weit von der Küste aber liegt die vielgepriesene schöne Insel Lacroma, einst Eigenthum des Kaisers Max von Mexico, jetzt dem Kronprinzen gehörend. Ernst grüßt uns aber von der Höhe der Insel das Fort Royal und wenn wir nach der Herzegowinaer Seite emporschauen, an der sich die Straße nach Trebinje in zahllosen Windungen, wie ein Band, hinzieht, bemerken wir noch weitere Forts als warnende Zeichen, daß in diesen Gegenden dem Landfrieden nie recht zu trauen ist. Dabei herrscht ein ununterbrochener Verkehr auf dieser Straße; Truppen gehen und kommen, Wagen fahren mit Waaren, ganze Karawanen beladener und leergehender Tragthiere vermitteln den Verkehr mit der Herzegowina, und die bunte Völkerkarte des Orients mit ihren malerischen Costümen präsentirt sich dem Beschauer. Ab und zu kommt aber eine Erinnerung, ein Memento mori. Sanitätswagen mit dem rothen Kreuz bringen Verwundete oder Marode aus der „krvavna Hercegovina" (der „blutigen Herzegowina"), wie sie in den südslavischen Heldenliedern heißt. Dieselben schlagen den Weg zum Garnisonsspital in der Stadt oder auch die Straße zum Kloster San Giacomo ein, einem idyllischen Fleck Erde, dicht am Meere und am Gebirge gelegen. Das Kloster ist jetzt zum Reserve-Spital eingerichtet, mit einem Belegraum von 250 Betten. Die hohen lichten Zimmer, die freundliche sonnige Umgebung, sie müssen Genesung für die armen Opfer dieses Feldzuges bringen, und am Fenster der Krankenzimmer stehend, saugen auch wir Gesunden mit Behagen die würzige Seeluft ein. Die Kirche ist Kaserne geworden. In dem hohen gewölbten Raume stehen die eisernen Betten der Soldaten, hängen Waffen und Uniformen umher; der Altar mit einem großen Marienbilde aber steht intact inmitten dieses Treibens. Wenn das Bild sprechen könnte, würde es vielleicht von ähnlichen Scenen erzählen, von Ragusaner Truppen, von Türken und Franzosen, selbst von den wilden Söhnen der Schwarzen Berge, welche hier im Vereine mit den Russen dieselbe bestialische Wuth entfalteten, die heute unsere „Landsleute" in der Crivoscie kennzeichnet.

Ein freundlicher Corporal ist unser Führer in dem Kloster-Labyrinth, und von einem Balcon aus sehen wir die Sonne wie einen Feuerball im Meere versinken. Es glüht im Westen, wie wenn eine Stadt brennen möchte; phantastische Gebilde entstehen in der einbrechenden Dunkelheit — der Anblick aber des Sonnenunterganges in dieser Gegend bleibt unvergeßlich, er läßt sich nicht schildern, und ich zweifle, daß er in Neapel schöner sein kann.

Das sind die friedlichen Eindrücke des kriegerischen Lebens, an das wir sofort wieder erinnert werden. Eine Cavalcade kommt die Trebinjer Straße herunter: es ist der Commandirende Baron Jovanovic mit seinem Stabe, welcher von einer Inspektionsreise aus der Herzegowina nach dem sonst so stillen Ragusa zurückkehrt.

Heinrich Reuner.

Ueber den Geruchssinn als Wächter der Gesundheit

hielt kürzlich im Berliner hygienischen Verein Sanitätsrath Dr. Niemeyer einen interessanten Vortrag. Als „Lebensmittel", so führt der Redner aus, muß im weiteren Sinne auch die von uns eingesogene Luft gelten. Speise und Trank nehmen wir dann und wann ein und können wir, wenn sie uns schlecht bekommen, noch rechtzeitig wieder von uns geben. Die eingeathmete Luft aber, sei sie nun gesund oder ungesund, dringt ohne Weiteres in's Blut bis zum Herzen. Um uns hier rechtzeitig zu schützen, warnt uns der Geruchssinn, der unter den zwölf Gehirnnerv-Organen die erste Stelle einnimmt. Durch die Schädellöcher des Siebbeines unmittelbar vom Schädelinnern nach außen communicirend, stellt der Geruchssinn einen Luftgaumen dar, den wir ebenso fein ausbilden sollen, wie den Geschmacksgaumen. Will man auch die Jäger'sche Lehre von der „Riechseele" nicht im vollen Umfange gelten lassen, so wird man doch zugeben müssen, daß die persönliche Geruchseigenthümlichkeit wesentlich unseren Eindruck bestimmt. Als leibliche Erscheinung rührt der Gernch von der Ausdünstung her und zeigt unter krampfhaften Zuständen verschiedene Formen, die sich nur nicht „exact" sondern und beschreiben lassen, die aber der feinnasige Hund als bloße „Spur" meilenweit festhält. Den Namen Anthroprotoxin schlug Du Bois-Reymund für jenes Gemisch von Dünsten und Gerüchen vor, welches sich in menschenerfüllten Räumen ansammelt. Eine schwere Form herrschte früher in den Spitälern, wird aber jetzt erfolgreich durch künstliche Desinfection bekämpft, welche die Träger der Ansteckung, die „Bakterein" tödtet. Die Hygienie kann jedoch nicht umhin, vor dem immer höher steigenden Cultus der Carbolsäure zu warnen, weil dieser Stoff schon durch seinen Geruch das Athemorgan beleidigt und, wenn länger geathmet, Kopfweh, Schwindel, Erbrechen u. dgl. erzeugt. Aus der Wochenstube und der Umgebung des feinriechenden Neugeborenen sollte das Caxbol grundsätzlich fern bleiben. Erscheint aber künstliche Desinfection nothwendig, so verdient bei Weitem den Vorzug das in England gebräuchliche „Sanitas", welches die Kraft der Carbolsäure in gleichem Maße, nicht aber ihre giftigen Eigenschaften besitzt. — Nach Schluß des Vortrages wurde aus zwei „Spray"-Apparaten Sanitas-Flüssigkeit im Saale zerstäubt und die Annehmlichkeit derselben allgemein anerkannt.

Süddeutsche Volkslyrik

des Herrn Solomon Isidor Meyer aus Berlin, in Firma S. A. Meyer & Söhne.

I.

Die Spröde.

Ja die boarischen Madeln
San adrett wie a Hersch,
Hob'n baumsdicke Wadeln
Un a Maul wie a Kersch.

Un i bin der Herr Meyer,
Derhoam in Berlin,
Un i schlog' holt die Leier
Um die Anna Kathrin.

Sie is rund wie a Rudel
Um's Leiberl herum,
Un hier sitz i un dudel,
Un sie scheert si net drum!

II.

Die Erzürnte.

Mir fehlt zwar 's Geschick net,
Doch i bin ihr zu g'ring.
Sie gönnt mir kan Blick net,
Das satrischa Ding.

Un grob kann's aa werden,
Daß der Buckel mi juckt,
Un si wüthig geberden,
Als wär sie varruckt.

O Annerl, o Annerl,
Was mochst holt für Streich!
So a herziges Mannerl,
Dös schlagt ma net gleich!

III.

Grenzen der Liebe.

Wann's fruh nach'm Stall geht,
Glänzt ihr Augerl wie Gold,
Wann's de Kirtag zum Ball geht,
O, wie strahlt's dann so hold!

Wann's Morgens am Heerd steht,
Glüh'n d' Wangerln wie Blut.
Ob's bei Ochs un bei Pferd steht,
I bin ihr holt gut!

Wann's am Abend in Strauch tritt,
Bricht's Bleamerln zum Strauß.
Nur wann's mi vor'n Bauch tritt,
Dös halt i net aus!

— Mary Allen, eine berüchtigte Ladendiebin in Hartford, Conn., sollte kürzlich für die Verbrecher-Gallerie photographirt werden, schnitt aber solche Gesichter, daß es unmöglich war, ein einigermaßen ähnliches Porträt zu erlangen.

Zwei Russen.

Zwei Russen sah ich ziehn von Land zu Land,
Und beider Thun trifft wunderlich zusammen:
Sie malten Schreckensbilder an die Wand,
Gemischt aus Menschenblut und Pulverflammen.
Der Eine that's im Tempeldienst der Kunst,
Um uns im Friedenstraum das Herz zu rühren;
Der Andre thut's in wüster Hetzerbrunst,
Um neu der Zwietracht Gluthen anzuschüren.
Der eine schöpft aus seinem Farbentopf
Die Werke, die er hochgesinnt erschaffen,
Der Andre hält die Hand am Degenknopf
Und droht uns händelgierig mit den Waffen.
Was Wereschagins Farbenmahnung heischt,
O mög's die Brust der Mächtigen durchschallen!
Was Skobeleff in heiserm Zorne kreischt,
O mög's im Wind verwehen und verhallen! (Ulk.)

Im Senate hat Herr Van Wyk von Nebraska einen Gesetzentwurf eingebracht, welcher für die Ansiedler auf Regierungsland von großem Werthe ist. Es wird darin verfügt, daß es die Pflicht des Oberbundesanwalts sein soll, Ansiedler auf und Käufer von Regierungsland, auf welches eine Eisenbahngesellschaft oder sonstige Corporation Anspruch erhebt, von Amts wegen zu vertheidigen, und solche Prozesse nöthigenfalls bis zum Bundesobergerichte zu bringen. Dies wäre ein wichtiger Schutz für die Ansiedler, die sich in so vielen Fällen gegen die Eingriffe der großen Landräuber wehren müssen, aber häufig die Mittel nicht haben, es zu thun.

— Auf der Straße. Vor einem Bilderladen drängten sich die Schaulustigen, und ein Mann trat unversehens einem Burschen, der sehr große häßliche Füß' hatte, auf einen derselben. „Na, Sie Flegel," schrie er, „denken's ich hab' meine Füß' gestohlen?" — „Nein," entgegnete der gelassen, „da hätten Sie sich doch wohl ein paar hübschere genommen."

— * Daß man sich mit Widmungen vorsehen muß, dazu erzählt das „D. Mont. Bl." folgende Anekdote: Da hat ein Berliner Kritiker einen vortrefflichen Einakter geschrieben, der auch bereits von einer der ersten Bühnen zur Aufführung angenommen ist. Das Stück heißt „Scheidungsgründe" und die Widmung lautet — betreffender Schriftsteller ist nämlich verheirathet und wir glauben glücklich in seiner Ehe —: „Meiner theuren .... als kleines Liebeszeichen zugeeignet!"

— Die Opfer des Ringtheaters. In sämmtlichen Wiener Bezirken und in den Vororten wurden über die beim Brande im Ringtheater als verunglückt angemeldeten Personen die eingehendsten Erhebungen gepflogen und hierdurch konstatirt, daß die Zahl der bei der Katastrophe ums Leben Gekommenen 383 beträgt. Von diesen Opfern wurden 166 bisher agnoszirt. Doch finden auf Grund der bei den Leichen gefundenen Werthgegenstände und Effekten noch immer Agnoszirungen und Exhumirungen statt.

— * Ein „gemüthlicher" Preiscourant. Es dürfte nicht ohne Interesse sein zu erfahren, welch' eigenthümlichen „Preiscourant" die Henker des mittelalterlichen Deutschlands führten. Die Leistungen, welche die irdische Gerechtigkeit damals von ihren Nachrichtern verlangte, waren allerdings recht vielseitiger Art und so mochte es wohl nothwendig sein, den Preis für jede einzelne der schauerlichen Hantierungen genau festzustellen, um dem Feilschen und Handeln vorzubeugen. So galten für die Henker von Darmstadt und Bessungen folgende Sätze:

Einen Verurtheilten in Oel sieden	24	Gld.	— Kr.
Einen Menschen zu verviertheilen	15	„	— „
Einen Menschen mit dem Schwerte zu richten	15	„	30 „
Den Körper auf das Rad zu flechten	5	„	30 „
Den Kopf auf einen Pfahl zu stecken	5	„	— „
Einen Menschen in Stücke zu reißen	18	„	— „
Einen Delinquenten zu hängen	10	„	— „
Den Körper zu begraben	1	„	— „
Einen Menschen lebendig zu verbrennen	14	„	— „
Einer Tortur beizuwohnen	2	„	— „
Die spanischen Stiefel zu appliziren	2	„	— „
Einen Verurtheilten zu recken	5	„	— „
Eine Person in das Halseisen zu stecken	1	„	— „
Mit Ruthen zu peitschen	6	„	30 „
Einem Verbrecher den Galgen auf den Rücken, oder auf die Stirn, oder auf die Wangen zu brennen	5	„	— „
Eines Menschen Nase und Ohren abzuschneiden	5	„	— „
Einen Menschen über die Grenze zu führen	1	„	— „

Außer diesem Honorar erhielt der Henker von der jeweiligen Gemeinde freies Quartier und gewöhnlich auch noch ein „Douceur."

— Anna Schramm lebt bekanntlich gegenwärtig in Berlin in bitterstem Elend. Die gesammte Künstlerschaft der deutschen Hauptstadt hat sich vereinigt, um zu Gunsten der einst berühmten Soubrette einen großen Bazar zu veranstalten, welcher auch über neuntausend Mark ergeben hat. Wie die Künstlerin auch in Wien sich großer Sympathien zu erfreuen hat, bekundet folgende Anregung, welche die Wiener „Presse" an einen Bericht über den Berliner Bazar knüpft: „Des traurigen Geschickes, welches die Künstlerin betroffen, haben wir bereits erwähnt und wir erneuern hiermit die Aufforderung an die Kollegen und Kolleginnen Anna Schramms, auch in Wien ein Liebeswerk für sie zu thun. Die „Schramm" kannten viele Wiener, welche in den ersten sechziger Jahren Berlin besuchten, die meisten unserer Künstler kennen sie und wissen, wie einzig diese Soubrette den Berliner Humor herzgewinnend und liebenswürdig zu gestalten wußte. Es war eine helle Freude, sie zu sehen, sie zu hören, und es ist bitteres Herzeleid, welches die Solidarität der Künstler deutscher Zunge herausfordert, was der Frau wiederfahren. Die Kunst heile die Wunden, welche ihr das Schicksal geschlagen!" Anna Schramm zog sich verhältnißmäßig wohlhabend von der Bühne zurück, heirathete einen ebenfalls wohlhabenden Mann und lebte Anfangs ganz glücklich. Das Jahr 1873 mit seinem Krach brachte auch sie um ihr Vermögen. Gastspiele, welche die bereits 53jährige Künstlerin versuchte, zogen nicht mehr, — und Armuth, ja selbst Elend stellte sich ein.

— Ein ehemaliger preußischer Kreisrichter als Vagabund. — Ein Mann in ganz defecter Kleidung mit kupferrother Nase, graumelirtem struppigem Vollbart, das Prototyp des echten Vagabunden, wird dem Richter des Bezirksgerichts Wieden in Wien als Häftling vorgeführt. Der Mann wurde in trunkenem Zustande aufgegriffen. Richter: Ihr Name ist Alfred Scherz. Sie sind 49 Jahre alt, was ist Ihre Beschäftigung? — Angekl.: Ich habe die Ehre, jetzt nichts zu sein. — Richter: Und was waren Sie? — Angeklagter: Darüber schweigt die Geschichte. — Richter: Sie werden in der Polizeinote als ein unverbesserlicher Vagabund und Bettler bezeichnet. — Angekl.: Das mag schon seine Richtigkeit haben, aber ein Vagabund, nee, mein Herr, das bin ich doch nicht. — Richter: Ihr Aussehen, Ihr Lebenswandel, insbesondere aber die Thatsache, daß Sie weder Unterstand noch Arbeit haben, berechtigen die Behörden, Sie einen Vagabunden zu nennen. — Angekl.: Nee, Herr Richter, Sie täuschen sich doch, erstens in meiner Person, und zweitens darin, daß Sie mir imputiren, ich hätte keene Arbeit und keenen Unterstand, ich habe Unterstand und Arbeit bei meinem Bruder Rudolf, dem Nähmaschinenfabrikanten. — Richter: Nun, Sie werden gleich hören, wie Ihr Bruder über Sie denkt (zu dem Justizmanne): Ich bitte, Herrn Rudolf Scherz hereinzurufen. Der Gerufene, ein achtbarer Wiener Fabrikant, erscheint und schildert seinen Bruder mit folgenden Worten: „Herr Richter! Dieser Mann mit den zerlumpten Kleidern, der jetzt leider so tief gesunken ist, hat vor einigen Jahren eben so Recht gesprochen, wie Sie, Herr Richter, es heute thun. Er war königlich preußischer Kreisrichter und hatte 2000 Mk. Gehalt. Er wurde seiner Stelle verlustig, aus dem preußischen Staatsdienste entlassen und heute ..." Angek. (seinen Bruder unterbrechend): „Aber Rudolf, das gehört ja gar nicht hierher." — Zeuge (fortfahrend): „Sie können es mir, Herr Richter, gar nicht glauben, wie viel Herzeleid mir mein Bruder schon verursacht hat; ich bemühte mich vergebens, ihn wieder auf rechte Bahnen zurückzubringen; ich habe ihm Arbeit, Unterstand Verpflegung und täglich 50 Kreuzer gegeben, aber er wollte keine Regelmäßigkeit, entfernte sich vom Hause und wurde stets von Organen der Polizei wieder zurückgebracht; die Kleider verkaufte er und den Erlös jagte er durch die Gurgel. Ja, ja, mein unglücklicher Bruder ist tief gesunken." — Angekl.: Aber Rudolf, das Alles gehört nicht hierher; hier handelt es sich einzig darum: bin ich ein Vagabund oder nicht? — Der Richter spricht den Angeklagten schuldig und bemißt die Strafe auf drei Tagen Arrest.

— Skandalöses aus einem chinesischen Kloster. — Wie der „London und China Telegraph" meldet, wurden am 24. November in Canton der Tempel und das Kloster des Lebensgottes gänzlich zerstört. Das Kloster, das von buddhistischen Mönchen bewohnt wurde, stand schon längst in üblem Rufe; es hieß nämlich, daß die Mönche desselben nur zu dem Zwecke Prozessionen veranstalten, um Frauen und Mädchen in ihre Zellen zu locken und sie dort zu entehren. In Folge dessen hat die chinesische Regierung schon früher jede Prozession nach diesem Kloster strengstens verboten. Nichtsdestoweniger veranstalteten die Mönche am 25. November v. J. wieder eine Prozession für Frauen, die auch zahlreiche Theilnehmerinnen fand. Als die Frauen dann lange Zeit nicht aus dem Kloster zurückkamen, sammelte sich das Volk vor demselben an und verlangte sogleich die daselbst weilenden Frauen zu sehen. Der Prior weigerte sich, diesem Begehren Folge zu leisten und die Menge drang nun mit Gewalt in das Kloster ein, wo sie dann die Frauen statt in dem Tempel, in den Zellen der Mönche fand. Die erbitterte Menge legte nun sogleich Feuer an den Tempel, begann auch das Kloster zu demoliren und zertrümmerte die Götterstatuten und die Altäre. Selbst eine ausgerückte starke Truppenabtheilung vermochte nicht dieser Zerstörung Einhalt zu thun. Von dem Kloster ist jetzt nur noch ein Ruinenhaufen zu sehen. Bei uns kommt so was niemals vor!

— In Paris werden in größerem Maßstabe physiologische Experimente mit Schweinen angestellt, um sich endgültig zu vergewissern, wie Alkohol auf Verdauung, Athmung und Ausscheidung wirkt. Wie Dujardin Beaumatz in einem Berichte sagt, werden gerade deshalb Schweine dazu genommen, weil ihre Verdauungs-Organe den menschlichen am ähnlichsten sind und weil sie gegen Berauschung den geringsten Widerwillen zeigen. — Dadurch wird wohl die große Streitfrage endlich gelöst werden, ob Alkohol an sich Gift sei, wie unsere stillen Säufer und lauten Temperenzler behaupten.

— Die Zahl der in den Ver. Staaten alltäglich fabricirten Schaufeln beträgt 12,000. Die Hälfte derselben geht nach Süd-Amerika.

— Eine bedenkliche Situation hatte kürzlich die Dienst-Entlassung des Polizisten Kirwan in Baltimore zur Folge. Er kam hinzu, als eine Frau eine andere auf der Straße mit einem Ochsenziemer bearbeitete. Es wäre seine Pflicht gewesen, die Prügelnde zu verhaften, aber diese war seine Gattin, und die Geprügelte war eine Person, die der ersteren Anlaß zur Eifersucht gegeben hatte. So drückte der Mann des Gesetzes beide Augen zu und ist heute nicht mehr Polizist.

Bei Spekulationen und Kriegen muß man zur Zeit losschlagen; um größere Verluste zu verhüten.

Numismatisches.

Die französischen Radikalen eifern gegen die auf die französischen Münzen geprägte Umschrift „Dieu protege la France". Wie wir hören, sind sie hierbei nicht stehen geblieben, sondern haben sich zu positiven Vorschlägen bezüglich der Abänderung jenes Satzes aufgeschwungen. In Zukunft sollen die Münzen practische Sinnsprüche nach Art der folgenden, deren Uebersetzung von uns wortgetreu besorgt worden ist, erhalten:

Auf 5-Centimes-Stücken:

„Mensch, der Du einen Sou besitzt,
Denk' wie Du ihn am besten nützt:
Auf, schleudre ihn wie einen Stein
Und wirf Gambetta die Fenster ein!"

Auf 10-Centimes-Stücken:

„Wer will ein echter Volksmann sein,
Der äschert dann und